

Wolfgang Berg
Geboren, um zu leben

Vorwort

„Geboren, um zu leben“ – Worte die eine tiefe Bedeutung in sich tragen. Sie erinnern daran, dass das Leben ein kostbares Geschenk ist, das wir bewusst genießen und in vollen Zügen auskosten sollten. Jeder Tag bietet neue Chancen: unsere Träume zu verfolgen, Beziehungen zu vertiefen und die kleinen, wunderschönen Momente des Alltags zu schätzen. Auch wenn das Leben manchmal herausfordernd sein mag – wir sind nicht hier, um lediglich zu existieren – wir sind hier, um wirklich und bewusst zu leben.

Diese Botschaft passt nicht nur perfekt zu diesem Buch, sondern ganz besonders auch zu Band 3 („Frontmann“) der Trilogie. Obwohl es sich bei beiden Romanen um eine spannende Mischung aus Realität und Fiktion handelt, basieren sie auf den wahren Erlebnissen von Max Bört, der zentralen Figur der Erzählungen. Durch kreative und packende Details werden die Geschichten so lebendig, fesselnd und authentisch geschildert, dass die Wahrheit dabei nicht aus den Augen verloren wird. Band 3 besticht zusätzlich durch nahezu originale Briefwechsel und Szenen, die das Leseerlebnis noch intensiver und glaubwürdiger machen.

Viel Freude beim Lesen!

A handwritten signature in black ink, reading "Wolfgang Iberg". The script is cursive and fluid, with the first name "Wolfgang" and the last name "Iberg" clearly distinguishable.

Wolfgang Berg

Geboren, um zu leben

© 2025 Wolfgang Berg

Umschlaggestaltung und Illustration: Wolfgang Berg

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:
tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Deutschland

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors, zu erreichen unter: Wolfgang Berg, Heide 165, 03185 Drachhausen, Germany .

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung: berg.wolfgang@t-online.de

USBN: 978-3-384-14850-6

Krieg

Wilhelmine wartete mit großer Sehnsucht auf eine Nachricht von Paul, ihrem Ehemann. Es war das Jahr 1943, und er war an der Ostfront stationiert – in einer Zeit, die von den Schrecken des Krieges geprägt war. Lange schon hatte er sich nicht gemeldet, und jegliches Lebenszeichen von ihm blieb aus. In seinem letzten Brief erwähnte er die Rasputiza – jene Zeit im Herbst, in der anhaltender Regen die Landschaft nahezu unpassierbar machte. Er beschrieb, wie diese Bedingungen den Krieg nicht nur erschwerten, sondern ihn geradezu unmenschlich erscheinen ließen. Die Mitteilung war knapp und enthielt keine weiteren Details, was Wilhelmines Sorgen keineswegs minderte. Angsterfüllt stellte sie sich die quälende Frage: „Ist ihm vielleicht etwas zugestoßen? Und was genau suchen wir eigentlich in diesem fremden Land, was treibt uns dorthin, und was ist unser wirkliches und eigentliches Ziel in diesem Krieg?“

Tag für Tag erwartete sie den Briefträger in der Hoffnung auf ein Lebenszeichen ihres Mannes, wohl wissend, dass der Erhalt eines Schreibens von seinen Vorgesetzten das Schlimmste bedeuten würde. Diese Briefe, die so vielen Frauen und Müttern unsägliches Leid zufügten, trugen meist die niederschmetternde Botschaft: „Er ist für Führer, Volk und Vaterland gefallen.“

Eines Tages erhielt Wilhelmine eine erschütternde Nachricht, die ihr das Herz brach: Ihr Mann Paul war in einer erbitterten Schlacht schwer verwundet worden, teilte sein Vorgesetzter

ihr mit. Seine Verletzungen waren so schwer, dass er sein rechtes Bein verloren hatte. Die Ärzte kämpften mit aller Kraft und großem Einsatz um sein Leben, doch die Situation war kritisch. Für Wilhelmine war dies ein unvorstellbarer Schock. Die Ungewissheit, ob Paul diesen schweren Kampf überleben würde, brachte sie an den Rand der Verzweiflung.

Die ständige Ungewissheit nagte unaufhörlich an ihr, fraß sich tief in ihre Gedanken ein und machte es ihr nahezu unmöglich, den sorgenvollen und bedrückenden Gedanken über seinen Zustand auch nur für einen Moment zu entkommen.

Erst nach einiger Zeit erhielt sie ein Schreiben aus einem Lazarett in Goslar, das von ihm selbst verfasst war. Diese Botschaft brachte ihr nicht nur spürbare Erleichterung, sondern schenkte ihr auch neuen Mut und Hoffnung. Tief berührt von seinen Worten äußerte sie den dringenden Wunsch, ihn so schnell wie möglich besuchen zu dürfen, um sich persönlich ein Bild von seinem gesundheitlichen Zustand zu machen. Allerdings sollten noch vier lange und schmerzhaft Monate vergehen, bevor sein Gesundheitszustand einen Besuch seiner Frau erlaubte. Schließlich war es am 23. Februar 1944, dem vierten Geburtstag ihres erstgeborenen Sohnes, endlich soweit: Sie durfte ihren Mann wiedersehen. An diesem Tag nahm auch die Geschichte von Max Bört ihren Anfang.



An einem trüben und nasskalten Novembertag des Jahres 1944 wurde Max geboren. Seine Geburt war nicht geplant, vielmehr war seine Existenz dem Zufall geschuldet und niemand hatte ernsthaft damit gerechnet. Später sollte er mit

einem nachdenklichen Lächeln bemerken: „So war es wohl vorherbestimmt. Es sollte so sein.“

Die Umstände seiner Geburt fielen in eine Zeit des Krieges, eine dunkle und entbehrungsreiche Phase der Geschichte. Seine Eltern verfügten kaum über das Nötigste, um die bereits fünfköpfige Familie zu ernähren. Die drei älteren Geschwister im Alter von zwei, vier und fünf Jahren litten bereits unter erheblicher Unterernährung und waren häufig erkrankt. Und nun ein weiteres Kind?

Offiziell gab es keine Lebensmittel mehr zu kaufen, von Kleidung oder anderen wichtigen Dingen ganz zu schweigen. Es war zweifellos eine Zeit, geprägt von äußersten Entbehrungen. Doch trotz dieser schwierigen Bedingungen fand die Familie immer wieder Momente der Hoffnung und des Zusammenhalts. Wilhelmine, eine Frau von unerschütterlicher Stärke, machte es sich zur Aufgabe, das Beste aus der Situation zu machen und ihre Kinder mit Liebe und Geschichten zu trösten. Sie erzählte ihnen von besseren Zeiten, von einer Welt ohne Krieg und Sorgen, und diese Erzählungen wurden zu kleinen Fluchten in eine hoffnungsvollere Zukunft. Max, der damals noch ein Säugling war, wuchs in einer Atmosphäre auf, die von Mut und Widerstandskraft geprägt war – Eigenschaften, die ihn später in seinem Leben begleiten und stärken sollten.



Während der letzten Kriegstage kam es in Burg zu erbitterten und heftigen Kämpfen zwischen russischen und

deutschen Truppen. Diese prägten nicht nur die Landschaft, sondern auch das Leben vieler Menschen. Mitten im Geschehen befand sich eine Familie mit vier kleinen Kindern, darunter Max, der diese Zeit noch im Kinderwagen verbrachte, auf der verzweifelten Flucht vor dem Krieg. Zunächst hatten sie sich in einer Scheune auf den Wiesen zwischen Werben und Burg versteckt, in der Hoffnung, dort Schutz zu finden. Doch diese trügerische Sicherheit währte nicht lange, denn deutsche Soldaten bezogen dort Stellung und schon bald begann ein blutiges Feuergefecht mit den anrückenden russischen Truppen, das sie zwang, die Scheune fluchtartig zu verlassen.

Wilhelmine und ihr Ehemann, dessen Genesung nach der Beinamputation noch in den Anfängen steckte, waren gezwungen, sich unter ständigem und erbarmungslosem Artilleriebeschuss, der keine Pause zu kennen schien, mühsam und erschöpft durch die chaotischen und unübersichtlichen Wiesen zu kämpfen. Ihr Weg führte sie über Gräben und Fließe, deren Brücken längst durch Sprengungen zerstört worden waren, so dass kein intakter Übergang mehr existierte. Mit Angst im Nacken und unter größten Strapazen erreichten sie schließlich ihr eigenes Wohnhaus. In dem Spreewaldhaus suchten sie verzweifelt Zuflucht hinter den dicken, massiven Bohlen der Außenwand. Diese notdürftige Barrikade bot einen gewissen Schutz vor den einschlagenden Kugeln, doch die Gefahr war allgegenwärtig, und die vermeintliche Sicherheit erwies sich schnell als trügerisch. Es war Pauls Erfahrung aus dem Krieg zu verdanken, dass die Familie am nächsten Tag unverletzt das Haus verlassen konnte. Er wusste genau, wo man Schutz finden konnte – und dass die Ehebetten, die inzwischen vom Beschuss gezeichnet waren, keinesfalls ein sicherer Ort wa-

ren. Trotz der weiterhin unübersichtlichen und lebensgefährlichen Lage setzte die Familie ihre Flucht fort. Ihr nächstes Ziel war Burg Kauper, wo Frau Günther, eine langjährige und treue Freundin der Familie, ihnen großzügig ihre Hilfe angeboten hatte. Der Weg dorthin war gefährlich und beschwerlich, doch die Hoffnung auf Unterstützung gab ihnen die nötige Kraft, weiterzugehen.

Die Eltern werden niemals über die schrecklichen Erlebnisse und die bedrückenden Schrecken dieser dramatischen Tage sprechen – weder im Detail noch in vorsichtigen Andeutungen. Es kommt ihnen schlicht und einfach nicht über die Lippen, als wären die Erinnerungen zu schmerzhaft, zu belastend und zu zerstörend, um sie in Worte zu kleiden. Und die Kinder? Sie haben diese dunklen Tage wie durch ein Wunder entweder vollkommen vergessen oder wurden, wie es scheint, von ihrer kindlichen Naivität, Sorglosigkeit und Unbekümmertheit geschützt und bewahrt.

Doch ein Satz von Wilhelmine, den sie später in ihren Memoiren mit Bedacht niederschreibt, ist bezeichnend, zutiefst erschütternd und spricht Bände:

„Ich möchte es mir ersparen, über einzelne schreckliche Erlebnisse zu berichten.“

Dieser Satz verdeutlicht auf eindrückliche Weise, wie tief die Wunden der grausamen Erlebnisse sitzen, wie unaussprechlich der Schmerz jener Tage ist und wie unmöglich es scheint, diese Qualen jemals zu verarbeiten. Dennoch hatte sie Details niedergeschrieben, die es ermöglichten, diese kleine Schilderung zu verfassen.

Kinderjahre

Max hat die Geschehnisse des Dritten Reichs nicht bewusst miterlebt, ebenso wenig wie den Beginn der neuen Ära, die durch den von den Russen auferlegten Kommunismus geprägt war. Seine frühesten Erinnerungen sind mit dem Ort Trebendorf verknüpft, wo seine Eltern nach dem Krieg versuchten, sich ein neues Leben in der Landwirtschaft aufzubauen. Rückblickend sind es nur wenige, jedoch besonders prägende Erinnerungen, die sich unauslöschlich in sein Gedächtnis eingegraben haben.

Trebendorf war ein Ort mit einer relativ einfachen Verkehrsanbindung und einem schlichten innerörtlichen Wegenetz. Die umliegenden Bauernhöfe hinterließen einen wenig vorteilhaften Eindruck und wirkten eher bescheiden. Obwohl die Infrastruktur des Ortes nicht besonders ausgeprägt war, strahlte er dennoch einen eigenen Charme aus. Dieser wurde insbesondere durch das Schloss geprägt und verlieh dem Ort eine gewisse Einzigartigkeit. Der Schlossteich bot den Kindern eine willkommene Abwechslung. Im Sommer fuhren sie in einer Blechbadewanne darauf Boot, im Winter spielten und tobten sie auf dem Eis. Allerdings waren die Möglichkeiten der Freizeitgestaltung in Trebendorf begrenzt. Die Erwachsenen bezeichneten den Ort deshalb gelegentlich als „tote Hose“ – aus Sicht der Kinder war dies jedoch kaum von Bedeutung.

Mit der Zeit wurde Max bewusst, welche außerordentlichen Anstrengungen seine Eltern unternommen hatten, um wirtschaftlichen Erfolg zu erzielen und ihren Kindern ein besseres Leben zu ermöglichen. Er verstand, dass ihre Kräfte oft an ihre Grenzen stießen, doch die Entbehrungen der Nachkriegszeit ließen ihnen keine Wahl. Ihr Ziel war es, ihrer Familie die Not und das Leiden zu ersparen, die frühere Generationen erlebt hatten, und ihnen eine chancenreiche Zukunft zu ermöglichen.

In späteren Gesprächen mit seiner Mutter Wilhelmine erkundigte sich Max nach vergangenen Ereignissen, insbesondere nach den frühen Jahren in Trebendorf. Damals war Wilhelmine gesundheitlich stark beeinträchtigt und auch Max selbst hatte mit Krankheiten zu kämpfen, die ihn ans Bett fesselten. Vor allem erinnerte er sich an ein Mädchen, das sich mit großer Fürsorge um ihn kümmerte und ihm durch seine Freundlichkeit Trost und Zuversicht spendete.

Wilhelmine beschrieb die damalige Situation:

„Der Raum war dunkel und feucht. Max lag in einem eisernen Gitterbett, das direkt neben der Eingangstür stand. Der poröse, alte weiße Lack des Bettgestells saugte die Feuchtigkeit der Umgebung auf und verfärbte sich mit der Zeit gelblich-braun. Ohne fremde Hilfe war es ihm nicht möglich, das Bett zu verlassen; er war vollständig auf die Unterstützung anderer angewiesen. Das wenige Licht, das durch das einzige Fenster drang, vermochte den Raum kaum zu erhellen und ließ ihn düster erscheinen.

„Die Wände des Zimmers waren in einem schlechten Zu-

stand. An mehreren Stellen war der Putz abgefallen, sodass feuchte, rote Mauersteine sichtbar wurden. Die noch intakten Bereiche waren mit dunkelgrüner Ölfarbe bestrichen, die jedoch durch die Feuchtigkeit beschädigt und aufgeplatzt war. Schweißwasser zog sich in schmalen Rinnsalen die Wände hinab. Dies wurde durch die plötzliche Hitze des mit Rohbraunkohle befeuerten Eisenofens verursacht, der den Raum beheizte. In den Bereichen ohne Putz wurde die Feuchtigkeit von den Ziegelsteinen aufgenommen, während sie an intakten Stellen ungehindert bis zum Boden lief.

Irmgard, ein Schulmädchen, übernahm nach dem Unterricht die Aufgabe, sich um Max zu kümmern. Später erzählte sie, dass er oft durch die Gitterstäbe seines Bettes griff, das Schweißwasser von der Wand aufnahm und von seinen Händen leckte. Seine Mutter hatte wenig Zeit für ihn und übertrug die Verantwortung für seine Pflege seinen älteren Brüdern. Diese spielten jedoch lieber draußen mit anderen Kindern, anstatt sich um den kleinen Max zu kümmern. Irmgard hingegen widmete sich hingebungsvoll seiner Versorgung.

Wilhelmine fand es bemerkenswert, dass Max sich noch an Irmgard erinnern konnte. Sie hatte damals viel Zeit mit ihm verbracht, sich fürsorglich um ihn gekümmert, regelmäßig mit ihm gespielt und ihm sogar das Laufen erneut beigebracht – eine Fähigkeit, die er während der belastenden und entbehrungsreichen Nachkriegsjahre verloren hatte. Bis Weihnachten hatte sich die Lebenssituation für Max bereits deutlich verbessert, was ihm seine Mutter in Gesprächen in Erinnerung rief.

Heiligabend 1947

Im Foyer des Schlosses versammelten sich die Bewohner von Trebendorf in großer Zahl, um den Worten des Pfarrers gespannt zu lauschen. Geduldig harrete Max an der Seite seiner Großmutter aus und wartete sehnsüchtig auf das Erscheinen des Weihnachtsmanns, der jedoch erst nach der Messe erwartet wurde. Seine Großmutter sang derweil mit tief empfundener Hingabe und sprach die Gebete mit einer solchen Begeisterung, dass es fast so schien, als wetteifere sie mit dem Pfarrer. Mit sichtbarem Stolz trug sie dabei ihren kunstvoll gearbeiteten Rosenkranz, eine Gebetskette mit einem Kreuz und insgesamt 59 Perlen, die sie demonstrativ über ihrem Mantel präsentierte.

Als Kind fiel es Max schwer, die tiefere Bedeutung und den Sinn der Lieder und Gebete zu erfassen. Mit der Zeit wurde ihm jedoch allmählich bewusst, dass das jahrhundertealte und teils schwer verständliche Vokabular dennoch bedeutungsvolle Botschaften transportierte: Wünsche nach Wohlergehen, insbesondere für die Kinder, sowie nach Frieden auf der Welt. Zugleich erkannte Max jedoch auch, dass diese gut gemeinten Wünsche oft unerfüllt geblieben waren. Der Pfarrer verfolgte zweifellos den edlen Anspruch, seinen Zuhörern durch seine Gebete Trost und innere Ruhe zu spenden. Dennoch war es wenig realistisch, davon auszugehen, dass seine wohlmeinenden Worte in Max Leben oder dem anderer Anwesender eine greifbare Wirkung entfalten würden. Abgesehen von Max 18-monatigem Militärdienst, der der intensiven Vorbereitung auf

einen möglichen Krieg gegen den sogenannten „Klassenfeind“ diente, wurden Konflikte in Deutschland glücklicherweise weitestgehend friedlich beigelegt.

Doch diese Gedanken, die Max erst später als Erwachsener beschäftigten, spielten bei dieser Messe keine Rolle. Hier im Schloss herrschte eine bemerkenswert friedliche und zugleich feierliche Stimmung. Als schließlich die bekannten Weihnachtslieder „Stille Nacht“ und „O du fröhliche“ angestimmt wurden, ließ Max sich von der Atmosphäre mitreißen und begann spontan mitzusingen. Die festliche Stimmung und der ergreifende Gesang berührten ihn so sehr, dass er seine eigene Melodie anstimmte. Doch offenbar traf er dabei nicht den richtigen Ton, denn seine Oma flüsterte ihm mit einem wohlwollenden, aber bestimmten Unterton ins Ohr: „Max, psst – sei leise!“

Max nahm die Mahnung seiner Großmutter unmittelbar zu Herzen, hielt sich brav an ihrem langen Mantel fest und begann, die zahlreichen Besucher eingehend zu betrachten. Seine neugierigen Blicke wanderten durch den Raum, bis sie schließlich an einem imposanten Elefantenkopf hängen blieben. Zu jener Zeit wusste Max noch nicht, dass es sich dabei um eine Jagdtrophäe des ehemaligen Schlossherrn Gneomar von Natzmer handelte. Der gewaltige Kopf mit dem beeindruckenden Rüssel und den einschüchternden Stoßzähnen, die weit in den Raum hineinragten, faszinierte ihn zutiefst.

Jenes Weihnachtsfest sollte der einstige Schlossherr jedoch nicht mehr in seinem prunkvollen Anwesen verbringen. Infolge der politischen Entwicklungen war er in diesem Teil Deutschlands nicht länger willkommen und hatte sich bereits

in den Westen des Landes zurückgezogen. Als kleines Kind hatte Max von derartigen politischen Zusammenhängen und Ereignissen keinerlei Kenntnis, und in diesem Alter wäre es Max vermutlich auch gleichgültig gewesen.

Der imposante Elefantenkopf zog ihn auf eine Weise in seinen Bann, der er sich einfach nicht entziehen konnte. Seine Augen blieben wie gefesselt an diesem außergewöhnlichen Objekt haften. Mit zunehmender Unruhe rückte Max schließlich näher an seine Großmutter heran. Seine wachsende Angst wurde immer deutlicher spürbar – so laut und eindringlich, dass sie sogar die Predigt des Pfarrers übertönte. In Anbetracht der Situation nahm seine Großmutter ihn entschlossen unter ihren Arm und trat gemeinsam mit seinen Brüdern den Rückweg an.

Zu Hause erwartete Max und seine Geschwister schon der Weihnachtsmann. In Wirklichkeit war dieser Förster Wodke, der durch seine charakteristisch geröteten Wangen, seine markante Knollennase sowie seine langen weißen Haare und seinen eben so weißen, langen Bart auch von den Kindern leicht zu erkennen war. Er übernahm diese Rolle jedes Jahr mit großer Freude, da weder Schminke noch ein aufwendiges Kostüm erforderlich waren. In den entbehrungsreichen Jahren der Nachkriegszeit war es für ihn zudem ein besonderes Geschenk, an diesem Abend nach Herzenslust essen zu können.

In diesem Moment war für Max die Welt wieder vollkommen in Ordnung. Bis zum Schlafengehen spielte er ausgiebig mit dem Geschenk: einem kunstvoll geschnitzten Pferdestall mit detailgetreu gearbeiteten Pferden. Dieses „Kunstwerk“ hatte Max Vater in mühevoller Handarbeit selbst geschaffen. Später

erzählte er Max, dass er eigentlich nicht besonders künstlerisch begabt sei und nur aus der Not heraus gehandelt habe. Für Max jedoch war dieses Spielzeug das Schönste, das er je besessen hatte, und es blieb ihm unvergesslich. Genauso unvergesslich war es, unter dem liebevoll geschmückten Weihnachtsbaum zu sitzen, während sein Vater Geige spielte und alle anderen – einschließlich des Försters in seiner Rolle als Weihnachtsmann – die traditionellen Weihnachtslieder voller Begeisterung mitsangen. Ein weiterer Moment, der diesen Tag für Max so besonders machte, war das gemeinsame Essen mit der ganzen Familie. Der festlich gedeckte Tisch, das köstlich duftende Weihnachtsessen und die herzliche Atmosphäre blieben ihm für immer im Gedächtnis. Es war nicht nur das Essen selbst, sondern auch die Geschichten und Erinnerungen, die an diesem Abend geteilt wurden und den Moment so einzigartig machten. Besonders deutlich erinnerte sich Max an die Erzählungen des Försters von früheren Wintern in seiner pommerischen Heimat und daran, wie Weihnachten früher gefeiert wurde. Und dann erzählte er von seiner Flucht und hatte dabei Tränen in den Augen. Diese Geschichten weckten in Max eine tiefe Dankbarkeit dafür, in einem so liebevollen Zuhause aufzuwachsen. Das registrierte er allerdings erst viel später.

Die neue Wohnung

Schon beim Betreten der neuen Wohnung war Max von ihrem außergewöhnlichen Charme und der einladenden Atmosphäre überwältigt. Nach mehreren Monaten in zwei kühlen und feuchten Räumen fühlte sich diese Wohnung wie ein luxuriöses Refugium an, das all seine bisherigen Erwar-

tungen übertraf. Besonders beeindruckend war die Futterküche im Erdgeschoss, die eine beinahe magische Anziehungskraft auf ihn ausübte. Hier wurde das Wasser mit einer handbetriebenen Schwengelpumpe direkt aus dem Brunnen gefördert – ein faszinierender Vorgang, der Max schon als Kind in Staunen versetzte. Die mit Holz und Kohle befeuerte Kochmaschine war ein wahres Multitalent: Sie diente nicht nur zum Kochen, sondern spendete im Winter wohlige Wärme und schuf zu jeder Zeit eine gemütliche Atmosphäre. Zudem war der Raum mit einer beeindruckenden Auswahl an landwirtschaftlichen Geräten ausgestattet – darunter ein Dämpfer, ein Rübenschneider, eine Zentrifuge und viele weitere Werkzeuge. Für jemanden wie Max, voller Neugier und Entdeckerdrang, war dies ein wahrhaft inspirierender Ort.

In der Futterküche lag immer ein unverwechselbarer, aber echt angenehmer Duft in der Luft, der Max sofort neugierig gemacht hat und unweigerlich dazu einlud, genauer hinzuschauen und den Ursprung dieses Aromas zu erkunden. Vermutlich war dies darauf zurückzuführen, dass hier das Futter für die Schweine zubereitet wurde, wodurch der Raum ein belebtes Zentrum des Hauses darstellte. Unter der Woche bereitete Wilhelmine in dieser Küche zudem die Mahlzeiten für die Familie zu, was die Vielfalt der Aromen noch verstärkte. Die Speisen unterschieden sich zwar nur wenig vom Schweinefutter, dennoch waren sie einfach köstlich und sättigten die Familie nachhaltig. Solange ausreichend Kartoffeln, Rüben und Kohl vorhanden waren, um den ständig präsenten Hunger zu stillen, herrschte Zufriedenheit, und es gab keinen Grund zur Klage. Diese schlichte Küche besaß eine eigenständige und unverkennbare Qualität.

Max Vater hütete ein Geheimnis, von dem seine Kinder keine Kenntnis hatten. Während der Nachtstunden war ihnen der Zugang zur Futterküche streng untersagt, da er sich dort diskret einer besonderen Tätigkeit widmete: der Herstellung seines eigenen Kartoffelschnapses. Dabei handelte er mit äußerster Vorsicht, um nicht entdeckt zu werden, es war schließlich verboten, Schnaps selbst zu brennen. Dennoch trug diese kreative und nicht ganz risikofreie Tätigkeit dazu bei, ein zusätzliches Einkommen für die große Familie zu generieren, was in Zeiten finanzieller Not von unschätzbarem Wert war.

Wenn in der Futterküche die Instrumentalgruppe ihre Proben abhielt, holte der Vater gelegentlich eine Flasche seines selbst gebrannten Kartoffelschnapses hervor, um die Stimmung zusätzlich aufzulockern. Die musikalischen Darbietungen mit Mandolinen, Gitarre, Akkordeon und Geige schufen eine mitreißende, lebendige Atmosphäre, die Max jedes Mal aufs Neue begeisterte. In diesen Momenten saß er still in einer Ecke, die Augen weit geöffnet, und lauschte aufmerksam der Musik und dem Gesang. Diese authentische, kraftvolle Musik war für ihn eine unerschöpfliche Quelle der Freude. Mit der Zeit kannte Max alle Lieder auswendig. Obwohl er oft den Wunsch verspürte, laut mitzusingen, hielt ihn seine schüchterne Zurückhaltung immer wieder davon ab.

Besuche von Onkel Henry stellten für Max eine weitere Quelle der Faszination dar. Während der regelmäßig auftretenden Stromausfälle, die die Familie damals heimsuchten, nutzte er das Kerzenlicht auf beeindruckende Weise, um mit seinen Händen und etwas zerknülltem Papier faszinierende Schattenspiele an den weißen Kalkwänden der Futterküche zu inszenieren. Dabei erweckte er ganze Märchenwelten zum Leben,

die den Kindern vollkommene Begeisterung entlockte. In einer Zeit, in der weder Fernseher noch Radio Teil des Haushalts waren, bot Onkel Henry eine unvergleichliche Unterhaltung. Er war ein Multitalent: ein begnadeter Märchenerzähler, ein talentierter Kunstmaler, ein leidenschaftlicher Musiker und ein beeindruckender Sänger. Seine vielfältigen Fähigkeiten machten ihn zu einem hochgeschätzten und beliebten Gast, der stets für unvergessliche Erlebnisse sorgte und unser Leben nachhaltig bereicherte.

Der Weg zur Außentoilette im neuen Haus war für Max als Kind ein regelrechtes Abenteuer. Dieser führte von der Wohnung im ersten Stockwerk durch das gesamte Haus. Die erste Station des Weges war die Futterküche, in der Max häufig der Versuchung erlag, eine Kartoffel zu nehmen oder in eine Futterrübe zu beißen – ein Genuss, der ihm immer willkommen war.

Von der Küche aus führte der Weg weiter durch den Stall, in dem Pferde, Rinder und Schweine untergebracht waren, was den Ort äußerst lebendig machte. Für Max als kleinen Jungen war der Durchgang durch den Stall ein unvergessliches Erlebnis, das ihn jedes Mal aufs Neue in Staunen versetzte. Er genoss die Nähe zu den Tieren in vollen Zügen. Die prächtigen Bullen und Pferde sowie die kleinen, agilen Ferkel bei der großen Sau am Ende des Stalls faszinierten ihn zutiefst. Mitunter verweilte Max so lange und aufmerksam bei den Tieren, dass ein losgerissener Bulle plötzlich in seine Richtung kam – ein Moment, der sein Herz vor Aufregung schneller schlagen ließ. In solchen Augenblicken hatte sich jedoch auch sein ursprüngliches Anliegen erledigt, was diese Erlebnisse für Max umso eindrucksvoller und erinnerungswürdiger machte.

Einschulung



1. Klasse in Trebendorf

Im Alter von sechs Jahren wurde Max eingeschult. Die schulische Umgebung erwies sich für ihn jedoch nicht als besonders förderlich, da die Rahmenbedingungen wenig ideal waren. Ein einziger Lehrer war für die gleichzeitige Unterrichtung von dreißig Schülern aus den ersten vier Klassenstufen verantwortlich, was eine immense Herausforderung für Lehrer und Schüler darstellte. Die zur Verfügung stehenden Lehrmaterialien

waren begrenzt und von einfacher Ausstattung. In den ersten beiden Schuljahren bestand das Lehrmaterial hauptsächlich aus einer Fibel, einer Schiefertafel und Schieferstiften. Die Schiefertafel ließ sich mühelos mit einem Schwamm und einem Lappen säubern, wodurch schnell Platz für neue Aufgaben geschaffen wurde, sobald der Lehrer eine weitere Anweisung gab. Wesentliche Bestandteile der Klassenzimmerausstattung waren eine mechanische Rechenmaschine mit beweglichen Kugeln sowie eine große Schiefertafel. Diese Hilfsmittel dienten dazu, die Grundlagen der Mathematik und damit den Einstieg in die Welt der Zahlen zu erleichtern.